



Kritik der Humankapitaltheorie

unter spezieller Berücksichtigung des soziologischen Ansatzes von Pierre Bourdieu

Christopher Gess

Zitation: Gess, Christopher (2003): Kritik der Humankapitaltheorie unter spezieller Berücksichtigung des soziologischen Ansatzes von Pierre Bourdieu. In: Kritiknetz – Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft.

I. (Politischer) Kontext

Seit ein paar Jahren sind einige als überholt geglaubte Erklärungsmuster von Arbeitslosigkeit in der Politik und Öffentlichkeit wieder modern geworden. Der Glaube an selbstverschuldete Arbeitslosigkeit¹, die ewig wiederholte Forderung nach der Senkung der Staatsquote² oder das Lamento über falsch oder gar nicht ausgebildete Jugendliche³ und Langzeitarbeitslose zeigen, dass die Arbeitsmarkttheorien der Neoklassik wieder an Bedeutung gewinnen. Diese Arbeit setzt sich mit der Humankapitaltheorie als Rettungsversuch der Neoklassik von Becker und anderen auseinander, wobei die Kritik an dieser Theorie im Mittelpunkt stehen soll. Dabei werde ich speziell auf Pierre Bourdieu eingehen und seinen Ansatz zur Kritik an der Humankapitaltheorie verwenden. Kritisiert werden soll unter anderem die in der Neoklassik vorherrschende Annahme von einem nach ‚rational-choice‘ handelnden Arbeitnehmer und die in der Humankapitaltheorie vorgenommene Gleichsetzung von Humankapital mit Sachkapital. Nach einer kurzen Beschreibung der Humankapitaltheorie möchte ich zunächst einige grundsätzliche Kritikpunkte an der Theorie anführen, um dann nach einer kurz gehaltenen Darstellung von Bourdieus ‚Sozialtheorie‘, diese anwendend, weitere spezielle Kritikpunkte herzuleiten.

¹ Die Debatte um „faule Arbeitslose“ wurde von Gerhard Schröder 2001 gestartet. Eine sehr gute Auseinandersetzung findet sich in: Oschmiansky, Frank, Faule Arbeitslose – Zur Debatte über Arbeitsunwilligkeit und Leistungsmissbrauch, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Aus Politik und Zeitgeschichte, Februar 2003; S. 10-16.

² Als ein Beispiel von vielen: Metzger, Oswald, Wie senkt die Bundesregierung die Staatsquote, Herr Metzger? In: Focus-Money Magazin, 2000, Nr. 20, S. 163

³ Unter anderem: Güngör, Dilek, Verbände und Betriebe klagen über schlecht ausgebildete Jugendliche, in: Berliner Zeitung, 08. Dezember 2001

II. Humankapitaltheorie

Die Humankapitaltheorie geht zurück auf Gary Becker, Jacob Mincer, Walter Y. Oi und andere. Sie baut auf der neoklassischen Arbeitsmarkttheorie auf und erweitert diese um den Faktor Bildung. Sie hebt damit die Homogenitätsbedingung der Arbeitskräfte in Bezug auf das Bildungsniveau auf und ist gewissermaßen ein Rettungsversuch der Neoklassik, die aufgrund ihrer vielfältigen unrealistischen Bedingungen auf die reale Situation nur äußerst eingeschränkt anwendbar ist.⁴

Der Humankapitaltheorie liegt das Verständnis der Arbeitskraft als Kapital, eben als Humankapital zugrunde. Entsprechend wird Arbeitskraft begrifflich dem Sachkapital (Produktionsmittel usw.) gleichgestellt. Analog zu einer Investition in Sachkapital stellt eine Investition in Humankapital eine Handlung dar, die die Produktivität des Arbeitnehmers erhöht. Die höhere Produktivität führt wiederum zu einem höheren Lohn und verzinst auf diese Weise die Humankapitalinvestition. Diese Verzinsung stellt dann ein ‚Gütekriterium‘ der Investition in Humankapital dar: Es wird so lange in Humankapital investiert, bis die Kosten der Ausbildung der Lohndifferenz, die durch die Ausbildung zustande kommt, mindestens entsprechen. Der Investor als ‚homo oeconomicus‘ entscheidet dann entsprechend der Rational-Choice-Theorie rein rational, ob er eine bestimmte Ausbildung wahrnehmen möchte oder nicht.

„Der Humankapitalansatz geht vom homo oeconomicus aus, der Nutzenmaximierung via Einkommensmaxi-

mierung erreichen will und dementsprechend seine arbeitsmarktrelevanten Qualifikationsentscheidungen fällt.“⁵

Hier kommt die theoretische Grundlage der Neoklassik zum Vorschein, denn das Verständnis von Ausbildung als Investition ermöglicht die Anwendung der Grenznutzentheorie. Der Arbeitslohn entspricht der Grenzproduktivität der Arbeit, womit sich der Grenznutzen jeder Ausbildung direkt ausrechnen lässt. Als Kosten einer Ausbildung zählen der entgangene Lohn bzw. die verminderte Freizeit und etwaige direkte Kosten an den Ausbildungsanbieter.

Der potentielle Investor in Humankapital steht vor der Entscheidung sein Einkommen direkt ohne Ausbildung zu erarbeiten, oder eine Investition zu tätigen und damit ein höheres Einkommen nach entsprechender Ausbildungszeit zu erzielen. Dabei bedenkt der Investor als ‚homo oeconomicus‘ nicht nur kurzfristige Lohnzuwächse, sondern prinzipiell den gesamten Zeitraum, in dem er seine Arbeitskraft verkauft. Diese Vorstellung trifft die klassische außerbetriebliche Ausbildung (mit Bildungszertifikat), z.B. in der Schule oder der Universität. Sie wird als ‚schooling‘ oder auch als allgemeine Ausbildung bezeichnet und vom training-on-the-job, bzw. der speziellen Ausbildung unterschieden. Diese Ausbildung, die in der Regel der Arbeitgeber finanziert, dient der speziellen Weiterbildung der Arbeitnehmer unmittelbar für den Betrieb. Diese Investition würde sich für den Arbeitnehmer bei einem Wechsel des Betriebs nicht auswirken. Trotzdem ist auch bei der speziellen Ausbildung mit einem höheren Lohn nach der Ausbildung zu rechnen, da der Arbeitgeber am Erhalt der Arbeitskraft (auf-

⁴ Als axiomatische Theorie kann sie nur jene Situationen erklären, in denen die Vorbedingungen der Neoklassik erfüllt sind. Somit stellt die Humankapitaltheorie eine Erweiterung der Neoklassik mit dem Ziel einer besseren Anwendbarkeit dar. Ähnlich verhält es sich mit der Job-Search-Erweiterung (Such- bzw. Informationskosten auf dem Arbeitsmarkt).

⁵ Pfriem, Hanns, *Konkurrierende Arbeitsmarkttheorie – Neoklassische, duale und radikale Ansätze*, Frankfurt 1979, S. 102

grund der getätigten Investition) interessiert ist.

Da die Arbeitnehmer unterschiedlich in Humankapital investieren, sind sie unterschiedlich produktiv und so ergeben sich unterschiedliche Lohnniveaus. Mit der Erweiterung der neoklassischen Arbeitsmarkttheorie durch die Humankapitaltheorie können nun also Einkommensdifferenzen zwischen Arbeitnehmern erklärt werden.

III. Grundsätzliche Kritikpunkte an der Humankapitaltheorie

Primärer Kritikpunkt an der Humankapitaltheorie ist die Gleichsetzung von Arbeitskraft und Kapital, sowie die daraus folgende Anwendung von Investitionsrechnungen der allgemeinen Betriebswirtschaftslehre. Das Humankapital ist entgegen der Semantik des Begriffs eben nicht mit Sachkapital gleich zu setzen, denn es ist schlichtweg nicht verkäuflich. Eine wesentliche Voraussetzung für die Anwendbarkeit von Investitionsrechnungen ist die Möglichkeit bei Bildungsinvestitionen die Theorie des Gleichgewichtszustandes anwenden zu können. Diese Theorie, die ein ständiges Gleichgewicht zwischen Grenzkosten und Grenznutzen voraussagt, kann in diesem Falle nicht gelten, da fehlgeschlagene oder zu hohe Investitionen nicht wie Investitionen in Sachkapital veräußert werden können.⁶ Entsprechend kann die Verzinsung von Sachkapital nicht mit der Verzinsung von Humankapital übereinstimmen bzw. überhaupt vergleichbar sein.

Der Theorie folgend ist Arbeitslosigkeit durch Fehlinvestitionen in Humankapital und unterbleibende Lohnsenkung begründet. Arbeitslo-

sigkeit ist entsprechend das Ergebnis Der Entscheidung keine bzw. die falsche Investition zu tätigen. Sie ist also, wie in der Neoklassik auch hier, selbstverschuldet.⁷ Gleichzeitig sind unfreiwillige Fehlinvestitionen in Humankapital faktisch jedoch unvermeidbar, da über den Grenznutzen einer Ausbildung vor der finalen Verwertung der Qualifikation keine Aussage getroffen werden kann, schon gar nicht in Form eines rationalen Investitionskalküls. Hinzu kommt die Unberechenbarkeit der technischen Entwicklung und der daraus resultierenden zeitlichen Entwertung bestimmter Fähigkeiten. Der Grenznutzen einer Ausbildung ist insofern während der Investitionsentscheidung nicht berechenbar, damit aber auch eine rationale Entscheidung des potentiellen Investors im Sinne des homo oeconomicus unmöglich.⁸

Ein anderes logisches Problem ergibt sich aus der Argumentationskette, eine Ausbildung führe zu entsprechender Produktivitätssteigerung und diese zu entsprechender Lohnsteigerung. Tatsächlich führt eine allgemeine Ausbildung oder schooling nicht zu Produktivitätssteigerungen, die mit jenen der speziellen Ausbildung vergleichbar wären. Theoretisch müsste also jede training-on-the-job-Maßnahme zu einer höheren Lohnsteigerung führen als eine Ausbildung und damit dürften allgemeine Ausbildungen von potentiellen Investoren – geht man von einer rationalen Entscheidung aus – abgelehnt werden.

„Die Messung von Bildung in Begriffen von Aufwand und Ertrag erscheint problematisch. Zum einen sind große Teile dessen, was wir unter Bildung verstehen, im Arbeitsleben nicht oder nur sehr selten verwendbar. Bezieht man Bildung jedoch, im sie für ein

⁶ Sesselmeier, Werner; Blauermel, Gregor, Arbeitsmarkttheorien: Ein Überblick, Heidelberg 1997, S. 75

⁷ Scheuer, Markus, Zur Leistungsfähigkeit neoklassischer Arbeitsmarkttheorien, Bonn 1987, S. 81

⁸ Fischer, Cornelia; Heier, Dieter, Entwicklungen der Arbeitsmarkttheorie, Frankfurt/New York 1983, S. 185f.

ökonomisches Modell kalkulierbar zu machen, lediglich auf Ausbildung, so müsste ein reines training-on-the-job als ausreichend angesehen werden.“⁹

Beide Effekte sind nicht zu erkennen, im Gegenteil. Durch die Bildungstitel wird den Arbeitgebern ein bestimmtes Potential der Arbeitssuchenden, eine Produktivitätserwartung suggeriert. Auf die Problematik der Bildungstitel und den Zusammenhang mit ‚sozialem Kapital‘ wird im fünften Kapitel verstärkt eingegangen.

Ein weiterer Kritikpunkt ist die Beschränkung der Theorie auf die zeitlich messbare Ausbildung (mit dem Ziel, die Kosten der Ausbildung einer Berechnung unterziehen zu können). Unberücksichtigt lässt sie Faktoren wie den Gesundheitszustand oder die Qualität der Erziehung die ebenso wie Wissen zur Produktivität des Arbeitnehmers beitragen. Den Einfluss dieser Faktoren untersucht auch Pierre Bourdieu, der unter kulturellem Kapital sowohl Bildung als auch Erziehung fasst.¹⁰ Der allgemeinen Grundlage der Humankapitaltheorie, dem Rational-Choice-Ansatz, der es der Humankapitaltheorie überhaupt erst ermöglicht von einer rationalen Entscheidung des Investors in Humankapital im Sinne des ‚homo oeconomicus‘ zu sprechen, wird der Ansatz von Pierre Bourdieu gegenübergestellt. Im nächsten Kapitel möchte ich die Humankapitaltheorie mit Hilfe der von ihm entwickelten Vorstellung der Reproduktion sozialer Ungleichheit weiterer Kritik aussetzen.

⁹ Sesselmeier, Blauermel, Arbeitsmarkttheorien, S. 76

¹⁰ „Daraus ergibt sich das unausweichliche Paradoxon, dass die Humankapital-Theoretiker sich selbst dazu verdammen, die am besten verborgene und sozial wirksamste Erziehungsinvestition unberücksichtigt zu lassen, nämlich die *Transmission kulturellen Kapitals in der Familien*.“ Aus: Bourdieu, Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Welt, Band 34 (Sonderband 2), 1983, S. 186

IV. Der soziologische Ansatz von Pierre Bourdieu

Während Anhänger der Rational-Choice-Theorie die Entscheidungen der im gesellschaftlichen Raum agierenden Personen als ausschließlich von Rationalität geprägt sehen, sieht Bourdieu ihre Entscheidungen als von Logik im Rahmen eines individuelle ‚Habitus‘ geprägt. Dabei beschreibt der Habitus Anlage, Haltung, Gewohnheit, Stil und Lebensweise einer Person und stellt somit einen ‚Katalog‘ von möglichen Handlungen in bestimmten Situationen dar. Der Akteur, im Rahmen dieser Arbeit beispielsweise der Jugendliche, der vor einer Ausbildungsentscheidung steht, entscheidet sich zwar rational, allerdings nur im Rahmen der Handlungsformen, die der Habitus ermöglicht.

„C’est aussi que l’habitus, comme tout art d’inventer, est ce qui permet de produire des pratiques en nombre infini, et relativement imprévisible (comme les situations correspondantes), mais limitées dans leur diversité.“¹¹

Sowohl Handlungen, als auch Wahrnehmungen werden durch den Habitus beeinflusst. Akteure nehmen gleiche Sachverhalte anders wahr, bewerten sie entsprechend ihrer Denkschemata, bzw. Klassifikationsmuster anders und reagieren auf ein und dieselbe Situation unterschiedlich. „Der Habitus ist Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem (principium divisionis) dieser Formen.“¹²

Mit dieser Theorie versucht Bourdieu die Kluft zwischen Strukturalisten, die Handlungen als reine Reproduktion der Strukturen betrachten, und Objektivisten, die Akteure als frei

¹¹ Bourdieu, Pierre, *Le Sens Pratique*, Paris, 1980, S. 93

¹² Bourdieu, Pierre, *Die Feinen Unterschiede*, Frankfurt 1982, S. 277

von äußeren Bedingungen sehen, zu überwinden. Über den Vorgang der Sozialisation beeinflussen objektive Strukturen die Habitusentwicklung. Im Mittelpunkt des Menschenbildes von Bourdieu steht der gesellschaftlich geprägte, nicht aber gesellschaftlich determinierte Akteur.

Natürlich ist der Habitus nicht angeboren, sondern eben gesellschaftlich und somit durch das soziale Umfeld bestimmt. Der Habitus ist determiniert durch die spezifische Stellung des Akteurs bzw. einer Gruppe von Akteuren innerhalb der Sozialstruktur. Das ermöglicht es, den Habitus auf gesellschaftliche Strukturen und Schichten zurückzuführen und habituelle Eigenschaften von Akteuren auf diese Strukturen wechselseitig zu beziehen.

„Der Habitus ist nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur: das Prinzip der Teilung in logische Klassen, das der Wahrnehmung der sozialen Welt zugrunde liegt, ist seinerseits Produkt der Verinnerlichung der Teilung in soziale Klassen.“¹³

In dem Maße, wie die Sozialstruktur auf den Habitus und damit auf die Praxisformen des Akteurs wirkt, wirken diese auf die Sozialstruktur. Es kann hier also schnell der Eindruck entstehen, dass Bourdieu die Sozialstruktur als konstant, weil zirkulär, ansieht. Obwohl der Habitus zur Reproduktion sozialer Unterschiede beiträgt, führt er dennoch nicht zur vollständigen Reproduktion der Sozialstruktur. Nur wenn die gesellschaftlichen Bedingungen seiner Entstehung unverändert vorherrschen und auch keine individuelle Positionsveränderung im sozialen System erfolgt ist, verstärkt der Habitus die bestehende Struktur. In ausdifferenzierten Gesell-

schaften ist das jedoch äußerst unwahrscheinlich, da z.B. der technische Fortschritt stetig für Umwälzungen sorgt.

„Das Konzept des Habitus als Vermittlung von Struktur und Praxis basiert, so können wir zusammenfassen auf vier Momenten. Zunächst repräsentiert er ein Stück verinnerlichter Gesellschaft, deren Strukturen über die Sozialisation einverleibt wurden (Inkorporationsannahme); als ein so generiertes System von Dispositionen leitet er unbewusst spezifische Praxisstrategien an (Unbewusstheitsannahme); obgleich unbewusst, folgen die Individuen dabei doch nur ihren eigenen Interessen (Strategieannahme); diese dauerhaften, in frühkindlicher Sozialisation erworbenen Dispositionen bleiben über die Zeit hinweg stabil und leiten die individuellen Praxisstrategien auch dann noch an, wenn sie zur Struktur einer gewandelten Umwelt gar nicht länger passen (Stabilitätsannahme).“¹⁴

Bourdieu beschäftigt sich nicht primär mit dem Habitus von Individuen, sondern unter den schon angesprochenen theoretischen Voraussetzungen mit Haltungen und Geschmack ganzer Gruppen. Er weitet also die Theorie des Habitus als strukturierendes und strukturiertes Element eines Akteurs auf Gruppen aus, die ähnlichen oder gleichen Lebensbedingungen unterworfen sind, da in diesen Fällen von einer ähnlichen Habitusentwicklung ausgegangen werden kann. „La sociologie traite comme identiques tous les individus biologiques qui, étant le produit des mêmes conditions objectives, sont dotés des même habitus.“¹⁵

¹³ ebd., S. 279

¹⁴ Müller, Hans-Peter, Sozialstruktur und Lebensstile – der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt a.M. 1992, S. 258

¹⁵ Bourdieu, Sens Pratique, 100

Die Untersuchung kollektiver Habitusstrukturen gewinnt gerade durch das strukturierende Element des Habitus an Bedeutung. Selbst Produkt der Geschichte produziert der Habitus wiederum Geschichte. So kann beobachtet werden, dass die Habitusformen auch in ausdifferenzierten Gesellschaften mit den sozialen Strukturen ihres Umfeldes abgestimmt sind. Dies, weil der Habitus dazu tendiert sich ein äußeres Umfeld zu schaffen, in dem er nicht auf Widersprüche stößt. Da in diesem ‚Milieu‘ Geschmack, Haltungen, Wahrnehmung und andere Eigenschaften des Habitus nahezu einheitlich sind, wird der Habitus jedes einzelnen Milieumitglieds nicht in Frage gestellt.

„il [l’habitus, CG] assure la présence active des expériences passées qui, déposées en chaque organisme sous la forme des schèmes de perception, de pensée et d’action, tendent, plus sûrement que toutes les règles formelles et toutes les normes explicites, à garantir la conformité des pratiques et leur constance à travers le temps.“¹⁶

Das erklärt auch, warum Akteure ihr soziales Umfeld als selbstverständlich erleben und Deutungsmuster anderer Milieus gewöhnlich kritisieren. Zur Verdeutlichung führt Bourdieu Beispiele an: Arbeiter, die den Kauf überteurer Kleidungsstücke nicht nachvollziehen können und Mitglieder der Oberschicht, die billigen Kitsch im Flur von Arbeiterhaushalten kritisieren. Gerade in dem Hang der Arbeiterfamilien zu billigem Kitsch erkennt Bourdieu eine zentrale Eigenschaft dieser Gruppe: den Pragmatismus. Der Kitsch soll auf Besucher beim ersten Blick einen guten Eindruck machen, darf gleichzeitig aber aufgrund der geringen ökonomischen Ressourcen des Haushaltes nicht zu teuer sein. Und ebenso wie die ‚die feinen Unterschiede‘, die die

Oberschicht durch bestimmte Distinktionsmuster, wie z.B. den Kauf teurer Kleidungsstücke, erwirkt, ist also auch der Kitsch im Wohnungsflur eine Strategie, die die Akteure entsprechend ihrer Ressourcen anwenden. In den Ressourcen sieht Bourdieu das strukturierende Element der ‚sozialen Felder‘. Die Prozesse von Verinnerlichung und Weitergabe objektiver Strukturen hängen zusammen mit der Stellung der Bezugsgruppe im sozialen Feld. Ohne hier aus Platzgründen¹⁷ weiter auf die Begrifflichkeit und die dahinter stehende sozialstrukturelle Theorie des sozialen Feldes und Raumes einzugehen, sei gesagt, dass Bourdieu Feld und Ressourcen wechselseitig aufeinander bezieht.¹⁸ Als zentrale gesellschaftliche Ressourcen oder anders ausgedrückt, als zentrale Kapitalsorten sieht Bourdieu ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital und bedingt symbolisches Kapital. Dabei versteht Bourdieu Kapital als akkumulierte Arbeit. Insofern entspricht der Bourdieusche Kapitalbegriff nicht dem Kapitalbegriff von Marx.

Ökonomisches Kapital umfasst daher mehr als nur den Besitz von Produktionsmitteln, nämlich prinzipiell alle Formen des Reichtums, also alles, was unmittelbar zu Geld umtauschbar ist. Dabei ist ökonomisches Kapital durch das Eigentumsrecht institutionalisiert. Obwohl auch Bourdieu eine Dominanz des ökonomischen Kapitals erkennt, kritisiert er dennoch die gesellschaftliche Wahrnehmung des Kapitalbegriffs als rein ökonomischen Begriff.

¹⁷ Für die nachfolgenden Kapitel genügt eine ‚lückenhafte‘ Darstellung der soziologischen Untersuchungen von Pierre Bourdieu, die sich auf den Habitus und die verschiedenen Kapitalsorten beschränkt.

¹⁸ „Mit seiner Theorie, so können wir festhalten, entwirft Bourdieu das plurale Bild einer in spezifische Felder differenzierten sozialen Welt, in der permanent Kämpfe um die Aneignung und Bewahrung von Kapitalressourcen und um die Definition der in sozialen Auseinandersetzungen relevanten Einsätze und Gewinnmöglichkeiten stattfinden.“ Aus: Schwingel, Markus, Bourdieu zur Einführung, Hamburg 1995, S. 97

¹⁶ ebd. S.91

„Die Wirtschaftstheorie hat sich nämlich ihren Kapitalbegriff von einer ökonomischen Praxis aufzwingen lassen, die eine historische Erfindung des Kapitalismus ist.“¹⁹ Die Konzentration der Ökonomie auf diese einseitige Kapitaldefinition führt implizit dazu alle anderen Arten des sozialen Austausches als nicht-ökonomisch und damit uneigennützig zu erklären. Doch sowohl kulturelles als auch soziales Kapital können mittelbar zu ökonomischem Kapital transformiert werden. Eine Transformation von einer Kapitalsorte zu einer anderen muss verschleiert werden, sie darf nicht offensichtlich sein. Daher provoziert sie Verschleierungskosten bzw. Schwundrisiko der Kapitalsumme. Da gesellschaftlich nur ökonomische Handlungen als eigennützig bewertet werden, wird Umwandlung von sozialem und kulturellem Kapital zu ökonomischem Kapital nicht als eigennützig eingeschätzt. Die Kapitaldefinition der Ökonomie vereinfacht daher eine solche Transformation, wodurch das Schwundrisiko aufgrund des geringeren Verschleierungsaufwands im Transformationsprozess verringert wird.²⁰

Beim kulturellen Kapital unterscheidet Bourdieu wiederum drei Sorten. Zum einen kulturelles Kapital in objektiviertem Zustand, z.B. Gemälde, Bücher usw., zum anderen im inkorporierten Zustand, z.B. Fertigkeiten, Wissen, Erziehung und zum dritten in institutionalisierter Form, also in Form von Bildungstiteln als legitimes kulturelles Kapital. Kulturelles Kapital in inkorporiertem Zustand ist grundsätzlich personengebunden und stellt einen Bestandteil der Dispositionen des Habitus dar. Primär ist hier die Erziehung, die nachhaltige Wirkung auf das kulturelle Kapital der Person hat.

¹⁹ Bourdieu, Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Welt, Band 34 (Sonderband 2), 1983, S.184

²⁰ vgl. Bourdieu, Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Welt, Band 34 (Sonderband 2), 1983, S.183-189

„Die Inkorporierung von kulturellem Kapital kann sich – je nach Epoche, Gesellschaft und sozialer Klasse in unterschiedlich starkem Maße ohne ausdrücklich geplante Erziehungsmaßnahmen, also völlig unbewusst vollziehen. Verkörpertes Kulturkapital bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sei hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren, z.B. die typische Sprechweise einer Klasse oder Region.“²¹

Daher spielen bei der Vermittlung und Reproduktion von kulturellem Kapital milieuspezifische Unterschiede eine besondere Rolle. „Im Gegensatz zum kleinbürgerlichen Milieu, wo die Eltern meist nur den guten Willen zur Bildung weitergeben können, gehen von einem kultivierten Milieu diffuse Reize aus, durch deren geheime Überzeugungskraft das kulturelle Interesse mühelos geweckt wird.“²² Die Unterscheidung des inkorporierten Zustandes vom institutionalisierten Zustand des kulturellen Kapitals gewinnt seine Bedeutung im Austauschverhältnis zu ökonomischem Kapital, da eine Umwandlung von kulturellem Kapital zu ökonomischem Kapital in erster Linie von objektivierten Bildungsabschlüssen abhängt. Ein Autodidakt wird selbst mit denselben Fähigkeiten, also demselben inkorporierten kulturellen Kapital weniger finanzielles Einkommen erzielen, als jemand, der dieses kulturelle Kapital in Form eines Abschlusses nachweisen kann. Diesen Unterschied führt Bourdieu mit dem Begriff des symbolischen Kapitals weiter aus.

Soziales Kapital als dritte große Kapitalsorte resultiert aus der Ausnutzung persönlicher

²¹ Bourdieu, Pierre, Die verborgenen Mechanismen der Macht, Schriften zu Politik & Kultur 1, Hrsg. Steinrück, Margareta, Hamburg 1997, S. 56f.

²² Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude, Die Illusion der Chancengleichheit – Untersuchung zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971, S. 38

Beziehungen. Große Bedeutung erlangt hier also die Zugehörigkeit zu einer Gruppe durch permanente ‚Beziehungsarbeit‘, also auch hier wieder durch akkumulierte Arbeit. Bourdieu sieht in sozialem Kapital vor allem die Funktion eines Multiplikatoreffektes.²³ Soziales Kapital vergrößert also die Profitchancen im ökonomischen und kulturellen sozialen Feld, d.h. die Reproduktionschancen des ökonomischen und kulturellen Kapitals.

Soziales Kapital basiert aufgrund der durch Beziehungsarbeit erreichten Gruppenzugehörigkeit wie kulturelles Kapital im institutionalisierten Zustand auf einer gegenseitigen Anerkennung. Es ist also gewissermaßen legitim und wird von Bourdieu unter symbolischem Kapital aufgeführt. Symbolisches Kapital wird gemeinhin verstanden als Prestige oder Renomee und „schöpft seine besondere, über die inkorporierten Kompetenzen hinausgehende Wirksamkeit aus seiner Legitimität, aus seiner gesellschaftlichen Anerkennung.“²⁴

V. Kritik der Humankapitaltheorie mit Bourdieu

Die Humankapitaltheorie führt Lohnunterschieden auf unterschiedliche Investitionen in Humankapital zurück. In der Terminologie von Bourdieu würde das bedeuten, dass Lohnunterschiede primär durch Differenzen im institutionalisierten und sekundär im inkorporierten kulturellen Kapital entstehen. Dabei beschreibt das institutionalisierte kulturelle Kapital die Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse, das inkorporierte kulturelle Kapital wird bei der Humankapitaltheorie auf durch Training-on-the-job-Maßnahmen erreichte Fähigkeiten beschränkt. Aus dieser Aufteilung wird ein Kritikpunkt, der im dritten Kapitel ange-

führt wurde deutlich. Der humankapitaltheoretische Ansatz definiert Humankapital zu eng. Weiche Faktoren, wie die Erziehung und der Gesundheitszustand haben ebenfalls großen Einfluss auf Berufserfolg und damit auf die Höhe des Einkommens. Durch die Beschränkung des inkorporierten kulturellen Kapitals auf – noch nicht einmal autodidaktisch erworbene, sondern durch firmenspezifische Weiterbildung erlernte – Fähigkeiten greift die Humankapitaltheorie den wichtigsten Faktor der Erziehung nicht auf. Jeder Akteur ist nach Bourdieu immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Klassenmitgliedschaft oder Herkunft hinterlassen ihre Spuren und beeinflussen dadurch den Lebenslauf jeder Person. Ebenso wie die Humankapitaltheorie die Erziehung als Teil des kulturellen Kapitals nicht berücksichtigt, lässt sie auch einen Blick auf das soziale Kapital der Akteure vermissen. Nach Bourdieu erfüllt das Sozialkapital eine Multiplikatorfunktion, es verstärkt also Effekte, die durch ökonomisches und kulturelles Kapital der Herkunftsfamilie entstehen. Es ist davon auszugehen, dass Sozialkapital Einkommensdifferenzen vergrößert. So ist zu erwarten, dass sog. Suchkosten bei der Suche nach einem (neuen) Arbeitsplatz durch Beziehungen minimiert werden können, oftmals ein neuer Job ohne aktive Suche ‚gefunden‘ werden kann. Untersuchungen zeigen einen hohen Zusammenhang zwischen Human- und Sozialkapital. So trägt einerseits Humankapital dazu bei Sozialkapital leichter zu akkumulieren und andererseits verstärkt das Sozialkapital die Einflüsse des Humankapitals auf das Lohnniveau.

„Das soziale Kapital reicht dabei als alleinige Determinante wohl nicht aus; ein Aufstieg nur aufgrund von ‚Beziehungen‘ dürfte eher die Ausnahme sein. Das soziale Kapital fungiert vielmehr als ‚Verstärker‘ von Leistungs- und Fähigkeitsmerkmalen,

²³ Bourdieu, Mechanismen der Macht, S. 64

²⁴ Schwingel, Markus, Bourdieu zur Einführung, Hamburg 1995, S. 85

welche die Basis für einen beruflichen Aufstieg darstellen. Bei identischer Leistung und fachlicher Qualifikation hat dann jedoch derjenige die besseren Karten, der über soziales Kapital verfügt. Humankapital ist notwendig für beruflichen Erfolg und Aufstieg, es ist jedoch nutzlos ohne das Sozialkapital, das Gelegenheiten erst schafft.“²⁵

Auch der Zusammenhang mit ‚soft skills‘ wird in der Studie von Runia erarbeitet. Gerade bei inkorporiertem nicht-institutionalisiertem kulturellem Kapital bekommt das Sozialkapital bei der Besetzung vakanter Stellen eine große Bedeutung.

„Positionen mit betriebsspezifischen Fähigkeiten, schwierig messbaren Qualifikationen, einer hohen Bedeutung von soft skills und einer großen Karriereperspektive werden in den von ihm [Boxman (1992), CG] untersuchten Unternehmen überwiegend mit Hilfe informeller Kontakte besetzt. Hier zeigt sich das Zusammenspiel von Human- und Sozialkapital.“²⁶

Doch auch persönliche Eigenschaften spielen eine große Rolle bei der Stellenbesetzung in Betrieben. Erziehung, Verhaltensweisen und andere im Habitus zusammengefasste Eigenschaften spielen insbesondere bei Auswahlgesprächen eine große Rolle:

„Nicht ausgeklammert werden darf die psychologische Prädisposition eines Stellensuchers, seine Persönlichkeit, die aus seinen Einstellungen, In-

teressen, Motiven und Zielsetzungen besteht.“²⁷

Allerdings wird hier die Frage nach den Beweggründen Jugendlicher, sich für eine bestimmte Ausbildung oder einen bestimmten Beruf zu entscheiden durch die Thematisierung der psychologischen Prädispositionen nur leicht angeschnitten. Mithilfe der Habitus-theorie von Bourdieu können wir auch diese Frage bearbeiten.

Die Ausbildungsentscheidung ist genauso wenig vom ‚Investor‘ zu trennen wie das Humankapital von der Arbeitskraft. Es ist daher geboten, die soziologischen Hintergründe einer Ausbildungs- und Berufsentscheidung zu erarbeiten. Einer der zentralen Unterschiede zwischen dem Bourdieuschen Ansatz und dem der Rational-Choice-Theorie wird hier erneut deutlich. Bei Bourdieu ist nicht die intentional ausgeführte strategische Entscheidung nach erfolgsorientierten Investitionsrechnungen maßgeblich für die Ausbildungsentscheidung, sondern vielmehr die vom praktischen Sinn des Habitus generierte Praxis. Während die Rational-Choice-Theorie den Strategiebegriff lediglich auf objektivierbare Investitionsrechnungen bezieht, schaltet Bourdieu den Habitusbegriff in die Strategiekette ein: der Mensch handelt nicht nach irgendeiner objektiven Logik, sondern nach einer eigenen, durch sein Lebensumfeld geprägten Logik. Rationales Erfolgskalkül setzt nach Bourdieu erst dann ein, wenn der Habitus in eine Krise gerät und Deutungsmuster des Habitus auf die soziale Praxis nicht mehr anwendbar sind. In der Regel ist die Berufs- und Ausbildungswahl also ein Produkt der strategischen Praxis und als solche zumindest teilweise abhängig von der Entstehungsgeschichte des Habitus. Soziale Stellung, Summe und Verteilung der Kapitalsorten haben folglich erheblichen Einfluss auf die Ausbildungsentscheidung von Jugendlichen. „Wahr-

²⁵ Runia, Peter, Arbeitsmarkt und soziales Kapital – Eine komprimierte Darstellung theoretischer Grundlagen und empirischer Befunde, in: Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung, No.1, Duisburg 2002, S. 26f.

²⁶ ebd., S. 23

²⁷ ebd., S.30

nehmung, Vorlieben, Handlungsorientierungen, Denkstrukturen werden nicht nur durch die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Familie mitbestimmt, sondern die soziale Herkunft von Person und Familie können dies erzeugen.“²⁸ Es ist damit nicht haltbar, die Entscheidung für eine ‚Investition‘ in Ausbildung allein auf eine Kosten-Nutzen-Rechnung zurückzuführen. Sowohl durch die Reproduktion kulturellen Kapitals und die damit einhergehende ‚Vorentscheidung‘ über Berufslaufbahnen in Form des Ausschlusses bestimmter Laufbahnen, als auch durch die vom Habitus generierte soziale Praxis selber, reproduziert sich das ‚Berufsmilieu‘. Das wird auch aus einer empirischen Studie von Hans-Gerhard Walter deutlich: Je niedriger der Herkunftstatus eines Abiturienten ist, desto eher richtet er sich in seiner Ausbildungsentscheidung nach externen Faktoren, insbesondere der Sicherheit des Arbeitsplatzes.²⁹ Dieses Ergebnis ist gleichwohl mit den Hypothesen von Bourdieu vereinbar. So erkennt Bourdieu bei Familien mit niedrigem sozialen Status eine pragmatische Lebenshaltung. Das spiegelt sich auch in dem Streben nach Sicherheit wider. Berufe mit kurzer Ausbildungszeit und sicheren, konstanten Arbeitsverhältnissen haben bei Kindern solcher Familien den Vorrang.

„Bei der Entscheidung für eine Berufsausbildung oder den Besuch einer berufsbildenden Schule, tendenziell auch bei der Wahl eines Fachhochschulstudiums, spielen Neigung und Eignung eine relativ geringere Rolle als beim Entschluss, an einer wissenschaftlichen Hochschule zu studieren, wogegen die Kürze der Ausbildungs-

zeit, Zulassungsbeschränkungen und nicht zuletzt der Wunsch nach einem sicheren Arbeitsplatz mehr Gewicht haben.“³⁰

Abiturienten mit niedrigem Herkunftstatus gewichten externe Faktoren wie Ausbildungsdauer und Arbeitsplatzsicherheit und tendieren daher eher zu Ausbildungsberufen als zum Studium wie Abiturienten mit höherem Ausbildungsstatus. Auch hier wird eine Aussage Bourdieus bestätigt: der Habitus schafft sich ein Lebensmilieu, in dem er aufgrund seiner ‚Handlungsempfehlungen‘ nicht in eine Krise gerät und wenig oder gar nicht hinterfragt wird. Die Ausbildungsentscheidung ist insofern durch den Habitus strukturierte Praxis, aber auch durch den Einfluss auf das Lebensumfeld den Habitus strukturierende Praxis.

Die Humankapitaltheorie verkürzt diese Ausbildungsentscheidung jedoch auf einen einzigen Faktor, nämlich die Kosten-Nutzen-Bilanz der Ausbildung. Damit greift die Humankapitaltheorie deutlich zu kurz und kann Effekte der Reproduktion sozialer Ungleichheit, aber auch die Höhe und das Zustandekommen von Einkommensunterschieden nicht hinreichend erklären. Es zeigt sich vielmehr, dass eine eindimensionale Betrachtung des Arbeitsmarktes nur unter dem Aspekt der Inhomogenität bezüglich des Ausbildungsstandes der Komplexität dieses Feldes nicht gerecht wird.

VI. Fazit

Die Humankapitaltheorie besticht durch ihre Unkompliziertheit, durch ihre rechnerischen Anwendungsmöglichkeiten und die geringe Anzahl von unabhängigen Variablen. Diese Vorteile zeigen allerdings auch gleich die Grenzen der Theorie auf. Zwar ist es der gro-

²⁸ Hinterer, Hannes, *Eingestellt werden – Über die soziale und familiäre Prägung individueller Berufswege von Männern*, Linz 2001, S. 25

²⁹ Walter, Hans-Gerhard, *Soziale Herkunft und Ausbildungswahl*, in: Preisert, Hansgert (Hrsg.), *Abiturienten und Ausbildungswahl*, Weinheim/Basel 1981, S. 114

³⁰ ebd., S. 118f.

ße Verdienst der Humankapitaltheorie ‚kulturelles Kapital‘ in die Darstellung des Arbeitsmarktes und die Erklärung von Einkommensdifferenzen einzubeziehen, letztlich lässt die Theorie dennoch wichtige Variablen wie das ‚soziale Kapital‘ und ganz besonders die Erziehung und damit verbunden den Herkunftstatus der Arbeitnehmer außen vor. Die Humankapitaltheorie ‚verabsolutiert‘ damit Bildungsabschlüsse und inoffizielle firmeninterne Weiterbildungsmaßnahmen, wodurch der Institutionalisierung von Bildungsabschlüssen und damit der ‚Illusion der Chancengleichheit‘ weiterer Raum gegeben wird. Nicht nur, dass die Humankapitaltheorie durch ihre Beschränktheit auf formal messbare Ausbildungszeiten und Ausbildungskosten eine praktische Anwendbarkeit auf tatsächliche Verhältnisse verhindert, vielmehr legitimiert sie Einkommensunterschiede und Reproduktion sozialer Ungleichheit. Schließlich liegt der

Theorie der Glaube freiwillig verschuldeter Arbeitslosigkeit durch freiwillige Fehlinvestitionen in Ausbildung zugrunde.

Die Nichtberücksichtigung variabler Faktoren wie Erziehung, Reproduktion kulturellen Kapitals durch das Schul- und Universitätssystem und das konsequente Ausnutzen von Gruppenmitgliedschaften und persönlichen Beziehungsnetzen ermöglicht die Annahme einer nur in Bezug auf das Bildungsniveau inhomogenen Masse an Arbeitskräften. Nur so lässt sich die Verabsolutierung des ‚homo oeconomicus‘ durch die Ökonomie auch in der Humankapitaltheorie fortsetzen. Dieses Bild des kühlen und rational kalkulierenden Arbeitnehmers durchsetzen zu wollen versperrt allgemein Vertretern des Rational-Choice-Ansatzes die Sicht auf andere Faktoren, die auch im Hinblick auf den Arbeitsmarkt einige Effekte erklären könnten.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre Die Feinen Unterschiede, Frankfurt 1982
- Bourdieu, Pierre Le Sens Pratique, Paris 1980
- Bourdieu, Pierre Die verborgenen Mechanismen der Macht, Schriften zu Politik & Kultur 1, Hrsg. Steinrück, Margareta, Hamburg 1997
- Bourdieu, Pierre Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Welt, Band 34 (Sonderband 2), 1983, S. 183-189
- Bourdieu, Pierre;
Passeron, Jean-Claude Die Illusion der Chancengleichheit – Untersuchung zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971
- Fischer, Cornelia;
Heier, Dieter Entwicklungen der Arbeitsmarkttheorie, Frankfurt/New York 1983
- Güngör, Dilek Verbände und Betriebe klagen über schlecht ausgebildete Jugendliche, in: Berliner Zeitung, 08. Dezember 2001
- Hinterer, Hans Eingestellt werden – Über die soziale und familiäre Prägung individueller Berufswege von Männern, Linz 2001
- Metzger, Oswald Wie senkt die Bundesregierung die Staatsquote, Herr Metzger? In: Focus-Money Magazin, 2000, Nr. 20, S. 163
- Müller, Hans-Peter Sozialstruktur und Lebensstile – der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt a.M. 1992
- Oschmiansky, Frank Faule Arbeitslose – Zur Debatte über Arbeitsunwilligkeit und Leistungsmissbrauch, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Aus Politik und Zeitgeschichte, Februar 2003; S. 10-16

- Pfriem, Hanns Konkurrierende Arbeitsmarkttheorie – Neoklassische, duale und radikale Ansätze, Frankfurt 1979
- Scheuer, Markus Zur Leistungsfähigkeit neoklassischer Arbeitsmarkttheorien, Bonn 1987
- Schwingel, Markus Bourdieu zur Einführung, Hamburg 1995
- Sesselmeier, Werner;
Blauermel, Gregor Arbeitsmarkttheorien: Ein Überblick, Heidelberg 1997
- Runia, Peter Arbeitsmarkt und soziales Kapital – Eine komprimierte Darstellung theoretischer Grundlagen und empirischer Befunde, in: Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung, No.1, Duisburg 2002
- Walter, Hans-Gerhard Soziale Herkunft und Ausbildungswahl, in: Preisert, Hansgert (Hrsg.), Abiturienten und Ausbildungswahl, Weinheim/Basel 1981